

Verleihung des Stiftungspreises der Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung 2010

Begrüßung und Einführung zum Humboldt-Dialog und der Verleihung des Stiftungspreises der Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung an Prof. Dr. Trabant und Prof. Dr. Meyer-Bahlburg

Klaus M. Beier

Meine sehr verehrten Damen und Herren, sehr geehrter Herr Prof. Trabant, sehr geehrter Herr Prof. Meyer-Bahlburg, liebe Freunde und Angehörige,

im Namen des Kuratoriums der *Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung* begrüße ich Sie ganz herzlich zum Humboldt-Dialog und der Verleihung des Stiftungspreises im Jubiläumsjahr 2010 – denn vor 200 Jahren wurde die Berliner Universität gegründet und erinnert uns an eine unbestrittene Großtat Wilhelm von Humboldts, die er während nur 14monatiger Amtszeit in den Jahren 1809/1810 als Abteilungsleiter der Sektion Kultus im Preußischen Innenministerium umsetzte – im übrigen mit einem unerhörten Geschick bei den Berufungen (Evangelische Theologie: Schleiermacher, Jurisprudenz: Savigny; Medizin: Hufeland; Philosophie: Fichte; Altphilologie: F.A. Wolf; Geschichte: Niebuhr; Agronomie: Thaer; Chemie: Klaproth).

Vor allem damit ist er im kollektiven Gedächtnis haften geblieben: Es ist seine bekannteste Leistung geworden. Damals war er 43 Jahre alt und konnte zurückgreifen auf ein durchdachtes anthropologisches Konzept, das letztlich seine politische Praxis und seine Bildungsreform (mit-)erklärt.

Was wir darin finden können ist eine „Ehrfurcht für die Individualität selbstthätiger Wesen“ und einer „aus dieser Ehrfurcht entspringenden Sorgfalt für die Freiheit“, wie es bei ihm selbst heißt. Die Politik hatte nach seiner Auffassung dann die Aufgabe Zwänge und Einschränkungen zu beseitigen und er sah für eine neu zu gründende Institution „Universität Berlin“ deshalb auch eine ‚Stiftungskonstruktion‘ als mögliche Lösung um unabhängig vom König zu werden – nämlich durch Über-eignung von Domänen, aus deren Bewirtschaftung sich die Universität selbst finanzieren können sollte.

Bekanntlich werden heute in den Vereinigten Staaten von Amerika zahlreiche Universitäten nach einem solchen Finanzierungsmodell erfolgreich geführt.

Die Idee dahinter: Wissenschaft soll um ihrer selbst willen, d.h. zweckfrei betrieben und nicht als Mittel zu anderen Zwecken missbraucht werden. Deshalb die akademische Freiheit als Freiheit in Forschung und Lehre und seine Auffassung, dass der Universitätsprofessor nicht in erster Linie Lehrer und der Studierende nicht hauptsächlich „Schüler“ wie beim Schulunterricht sein sollte, sondern beide sind vor allem Forschende und der Erfahrene soll anleiten und unterstützen. Alles eingebunden in einen Dialog, der letztlich das Neue hervorbringen und damit Wachstum ermöglichen soll, denn nur im Austausch mit dem anderen entwickelt man sich weiter, weshalb man die Entwicklung des anderen fördern sollte, um nämlich auch die eigene voranzutreiben.

Dies ist exakt das Modell der Dialogik, welches Humboldt in seinen Horen-Aufsätzen über die Geschlechterdifferenz herausgearbeitet hat, um letztlich damit auch eine Vordenkerrolle der Geschlechterforschung einzunehmen, mit der er allerdings gerade nicht im kollektiven Gedächtnis haften geblieben ist.

Dabei ist das Grundkonzept hier bereits klar erkennbar: Individualität ist begrenzt und das Geschlecht selbst ist eine Grenze. Durch die Zugehörigkeit zu dem einen Geschlecht, gehört man automatisch nicht dem anderen an und ist insofern eingeschränkt. Nur: Die **Geschlechtlichkeit selber ist ein Motor** für die Hinwendung zum anderen, d.h. aus der Differenz entsteht die Spannung, diese wiederum enthält die Entwicklungspotentiale beider, sofern jeder die Entfaltung des anderen und dessen Wachstum möchte, was in eigenem Interesse der Fall sein sollte, weil erst dadurch die eigene Weiterentwicklung möglich wird.

So ist es einerseits die **Unterschiedlichkeit der Geschlechter**, aber andererseits auch ihre **Gleichwertigkeit**, die Humboldt betont. Es ist auf beiden Seiten immer Einwirkung und Rückwirkung, Selbsttätigkeit und Empfänglichkeit, Geben und Nehmen. Männliche und weibliche Form werden von ihm gerade herausgelöst aus dem **traditionellen Subordinationsverhältnis** und in ein **tätiges Wechselwirkungsverhältnis** hineinverlagert.

Humboldts Schriften wirken zwar – zeitbedingt – sprachlich überladen, aber unbefangen und als Aufbruch

zur Durchdringung einer basalen Erlebnisdimension des Menschen – nämlich der Sexualität.

Seine Sprachforschungen sind hierzu eine geniale Einlassstelle. Denn Sprache ist **Vermittlerin zwischen Denken und Sein** – für Humboldt ist dies ja ein **geschlechtliches Sein**. Die Wirklichkeit ist ursprünglich von einem Subjekt geäußert und von einem anderen Subjekt vernommene Rede. Menschliche Subjekte sind aber gerade keine idealen Sender und Empfänger von Informationen, eben durch ihre Subjektivität, sie **sind sich selbst und anderen undurchsichtige Individuen**, an deren Eigensinn die Allgemeinheit der Gedanken sich bricht. Darum finden wir die Humboldtsche These von der sprachlichen Weltansicht. Mit der äußeren Gleichheit des Wortes verbindet sich die innere Verschiedenheit der Sprache, von der die Bedeutung des Wortes getragen wird. Nur das Wort wird ausgesprochen. Als was es im einzelnen Bedeutung haben mag, das ergibt sich aus der Welt des Einzelnen.

Übertragen auf Sexualität: Das immer geschlechtliche Individuum besteht immer in der Differenz zu anderen geschlechtlichen Individuen, und die Sprache ist eine Vermittlerin um das Getrennte zu verbinden. Deshalb heißt es bei Humboldt, dass der „Gedanke der letzte Sprössling der Sinnlichkeit“ ist.

Die Sexualmedizin spricht – derselben Logik folgend – von der sexuellen Weltanschauung und betont auch hier das Subjektive, dass sich trotzdem – wie die Grammatik in der Sprache – auf Prinzipien und Strukturen zurückführen lässt, die wissenschaftlich erforschbar sind. Es gibt eben auch eine Grammatik der Sexualität.

Das wohl ist der Hintergrund für Humboldts kühnen Plan, eine „Geschichte der Abhängigkeit im Menschengeschlecht“ schreiben zu wollen, in der er diesen Strukturen nachzugehen gedachte und dabei kein Thema auslassen und selbst die Prostitution in einem eigenen Kapitel behandeln wollte.

Dass es ihm um Strukturen ging belegt eine Passage aus der Einleitung, in der es heißt: „Es müssen nicht nur die Menschen in verschiedenen Zuständen, sondern auch die allgemeinen Zustände an verschiedenen Menschen und Völkern betrachtet werden. Denn gerade sie sind das Bleibende, sich Forterhaltende, da der einzelne, genießende und leidende Mensch kommt und untergeht. (...) Denn die Einheit der Realität hebt die Getrenntheit der Erscheinungen auf.“

Von Sexualwissenschaftlern wird das zwar gern zitiert, in der Gesellschaft und der Bildungspolitik ist das ganze Thema aber noch lange nicht adäquat angekommen, sondern im Gegensatz weiterhin geeignet um Befangenheit, Verunsicherung und Ablehnung hervorzurufen.

Erst vor diesem Hintergrund wird der Missbrauchs skandal der letzten Monate verständlicher: Letztlich End-

punkt einer weit verbreiteten Grundhaltung, die sich auf den Nenner bringen lässt: Da gibt es zwar Probleme, aber lieber nicht so genau hinschauen.

Von Humboldt lernen heißt eben im Gegensatz dazu auch diesbezüglich genau hinzuschauen.

Die *Wilhelm von Humboldt-Stiftung* engagiert sich dafür, dieses Vermächtnis bewahren zu helfen und möchte mit dem Stiftungspreis Persönlichkeiten ehren, die diesem Aspekt die notwendige Beachtung geschenkt haben.

In diesem Jahr gibt es einen Preisträger aus der Sprachforschung und einen aus der Sexualforschung – Gebiete, die im Humboldtschen Sinne viel enger benachbart gedacht werden müssen als allgemein angenommen wird.

Der Entwicklung des jungen Humboldt genauer nachzuspüren war aber eine der Herausforderungen in der Zusammenarbeit mit der *Mendelssohn-Gesellschaft*, insbesondere mit Herrn Dr. Lackmann, der gleich zu ihnen sprechen wird, und Herrn Dr. Siebel, zwei subtile Kenner der Mendelssohns und ihrer vielfachen Verbindungen mit der deutschen Geistes- und Kulturgeschichte.

Dass sich für Wilhelm von Humboldt die Mitgliedschaft in der von Henriette Herz und Brendel Mendelssohn 1787 ins Leben gerufenen literarischen Vereinigung namens „Tugendbund“ auf seine spätere Geschlechterforschung ausgewirkt hat, ist sehr wahrscheinlich. Sicher ist, dass er durch den Tugendbund seine spätere Frau Caroline von Dacheröden kennen lernt und mit ihr eine lebenslang verbindende Zweierbeziehung eingeht, die für ihn aber gleichwohl das Kriterium der „Freiheit“ erfüllen musste – wiederum getragen von der Überzeugung, dass die optimalen Entwicklungsbedingungen für den Partner der eigenen Entwicklung dienen.

Daher der Titel der Veranstaltung „Zweiheit und Freiheit“ – gemeinsam ausgerichtet von der *Wilhelm von Humboldt Stiftung* und der *Mendelssohn-Gesellschaft*.

Ich bin dabei sehr dankbar für die vielen Einsichten, die aus dieser Zusammenarbeit resultiert sind: Vor allem aber gingen sie zurück auf genau jene Spannung unterschiedlicher Weltansichten, die dann eine Weitung ermöglichen, von der wir hoffen, dass sie sich auf den gemeinsam konzipierten zwei Bannern sein werden und das Verhältnis der Humboldts zu den Mendelssohns transparent machen sollen. Hinzu kommt eine neue Büste Wilhelm von Humboldts, welche die Stiftung als Dauerleihgabe der Mendelssohn-Remise zur Verfügung stellt, nachdem Alexander ja bereits hier vertreten ist.

In diesem Sinne danke ich der *Mendelssohn-Gesellschaft* für die bisherige Zusammenarbeit ganz außerordentlich, freue mich auf diesen Abend und übergebe das Wort an Dr. Lackmann, der auch zur Humboldt-Kantate der Sing-Akademie zu Berlin etwas sagen wird.

Begrüßungsworte im Namen der Mendelssohn-Gesellschaft

Thomas Lackmann

Teplitz, den 2. Oktober 1813.

„Es thut mir sehr leid, mein lieber Herr Mendelssohn, erst so spät Ihren Wunsch, Pässe nach Russland zu erhalten, erfüllen zu können. Allein die mit diesen Ausfertigungen verbundenen Zögerungen liessen sich nicht kurz beseitigen. Ich schicke Ihnen hier beide Pässe, und hoffe, daß sie so, wie Sie es wünschten, ausgestattet seyn werden. Es wird mir aber viel lieber seyn, wenn Sie unter uns blieben, u. kein Gebrauch davon machen. Die Angelegenheiten gehen sehr günstig. Napoleon hat unglaublich viel seit dem Wiederaufbruch der Feindseligkeiten verloren. Er hatte am Ende des Waffenstillstands 313000 Mann [jenseits] der Elbe, jetzt hat er nach den Nachrichten nur 118000. Also ein Verlust von 135000 Menschen. Und wie demoralisiert ist die Armee die ihm bleibt? Man glaubt zu wissen, daß er sich aus Leipzig, u. vermutlich weiter zurückzieht. Allein gewiß ist es noch nicht. Leben Sie recht wohl, liebster Freund! Und erinnern Sie sich manchmal Ihrer ruhigen Existenz in Wien an unser [Ihr dortiges] Leben. Mit unwandelbarer Hochachtung und Freundschaft der Ihrige Humboldt. Viele Empfehlungen an Ihre Schwester.“

Meine Damen und Herren, nicht der Sprach- und Beziehungsforscher, sondern der Politiker Wilhelm von Humboldt hat am Vorabend der Völkerschlacht diesen Brief an den 37jährigen Vater des späteren Komponisten Felix verfaßt. Bald darauf wendete sich die Weltgeschichte, Abraham Mendelssohn muß nicht mehr vor Napoleon nach Rußland fliehen; kann mit seiner Familie in der Markgrafenstraße 48 am Gendarmenmarkt bleiben; mit seinem Bruder schließlich 1815 sein Bankgeschäft in dieses Haus Jägerstraße 51, zwischen zwei Staatsbanken verlegen, wo es – mit Hilfe französischer Reparationszahlungen – zur größten deutschen Privatbank expandiert. Daß ein Jahr später, 1816, seine Kinder im Haus an der Markgrafenstraße heimlich getauft werden, hat dann allerdings wieder etwas mit großer Politik zu tun: Mit dem Wiener Kongress und jener Restauration, die viele Emanzipations-Hoffnungen zunichte macht. Die Mendelssohn Bartholdys, wie sie sich später nennen, fliehen in die konfessionelle Assimilation; Wilhelm von Humboldt, der liberale Staatsmann, zieht sich mit 51 auf Schloß Tegel zurück.

Die Mendelssohn-Remise, in der wir uns befinden, wurde in das barocke Stammhaus der Mendelssohn-Bank

erst eingebaut, als die Erinnerung an die Humboldts und ihre Mendelssohns schon Geschichte war. Wie die Freundschaft von Moses Mendelssohn und Lessing ist die Achse Humboldt – Mendelssohn ein gutes Versprechen der deutsch-jüdischen Geschichte gewesen. Die „Morgenstunden“-Vorlesungen des Moses, an denen Wilhelm und der in der Jägerstraße 22 geborene Alexander mit dem Ältesten Joseph Mendelssohn teilgenommen haben; der Tugendbund, der den Teenager Wilhelm mit Brendel und Jette Mendelssohn zu einem Beziehungsexperiment zusammenführt; die Sternwarte Alexanders im Garten der Mendelssohn Bartholdys an der Leipziger Straße, seine Unterstützung für den Mechanicus Nathan und den Geographieprofessor Georg Benjamin Mendelssohn; die Kredite des Bankiers Joseph für Alexanders Forschungsreisen. Joseph Mendelssohns Nachfolger in der Bank heißt Alexander; für ihn wird der Vater in den 1830er Jahren das Geburtshaus von Humboldts, Jägerstraße 22, als Wohnhaus erwerben. Das alles sind, als diese Kassenhalle um 1890 gebaut wird, für die fünfte Mendelssohn-Generation, nur noch glorreiche Anekdoten einer preußisch-jüdischen Freundschaft: aus einem Zeitalter aufgeklärter Hoffnungen.

Diese Kassenhalle wird bald darauf, 1892 – weil nebenan, im fünften der sechs Mendelssohn-Häuser der Jägerstraße, ein neues Bankhaus entsteht – zur Kutschremise umgewidmet. Von hier aus fahren die Bankiers in ihre neuen Grunewaldvillen, zu den Schlössern bei Bernau. 1938 wird die Mendelssohn-Bank, deren ökonomische Kraft mit der künstlerischen Fruchtbarkeit die wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung des Familien-Labels ausmachte, liquidiert. Zur DDR-Zeit dient dieser Raum als Autogarage; die Dokfilm-Abteilung der DEFA nutzt das Haus. Nach der Wende ist es, mitsamt der Aufstockung, die nach dem Krieg stattgefunden hatte, restauriert worden. Seit den Jüdischen Kulturtagen 2004 gibt es diese Ausstellung; das Geschichtsforum Jägerstraße, das sie seit 2006 als Dauerausstellung weiterentwickelte, hat sich im vergangenen Jahr mit der 1967 gegründeten *Mendelssohn-Gesellschaft* unter deren Namen zusammengeschlossen. Unsere Veranstaltungen und Ausstellungen, Dokumentensammlung, Forschung und die Publikationen haben den Zweck 1) die Erinnerung an den jüdisch-deutschen Mikrokosmos der gesamten Mendelssohn-Familie, jene Bankiers, Künstler und Gelehrten, die fünf Generationen deutsche Geschichte machten, vorzuanreiben; 2) damit verbundene Berliner Topographien, gerade auch hier im Quartier der Mendelssohns, freizulegen; 3) das Thema – „Bürgerliche Verantwortung gestern und heute“ – zu reflektieren.

Für den Fall übrigens, daß jemand von Ihnen, neben seinem Wilhelm von Humboldt-Interesse, doch noch Ressourcen freihat: Mitarbeiter und finanzielle Unterstüt-

zung kann unsere Geschichtswerkstatt, die nur durch ehrenamtliche Arbeit und Spenden getragen wird, auf allen Ebenen gebrauchen. Zur Information über unsere Veranstaltungen können Sie sich gern draußen in unseren Verteiler eintragen. Daß dort im Vorraum ab heute in dem neu eröffneten Ausstellungsprolog die Einbindung der Mendelssohn-Story in die Welt der Humboldts skizziert wird, ist nun eine großartige Erweiterung der Zeitreise, zu der wir an diesem Ort einladen.

Wir danken der *Wilhelm von Humboldt-Stiftung* für ihre Initiative. Wir freuen uns, daß Sie alle heute hier sind! Die Wiederaufführung der Kantate, die der Hörer der „Kosmos“-Vorlesungen Felix Mendelssohn Bartholdy zur Ehre des Familienfreundes Alexander von Humboldt beim Naturforscher-Kongress 1828 komponiert hat, paßt zum *joint venture* unserer Zusammenkunft. Es ist zwar nicht, wie damals und wie angekündigt, die Sing-Akademie, die heute singt, aber der Dirigent der Staats- und Dom-Chor-Sänger, Kai-Uwe Jirka, steht als Direktor der Sing-Akademie in der apostolischen Sukzession

Karl Friedrich Zelters. Die Kantate beschwört die Einheit divergierender Elemente, zu denen ja nicht nur die Geschlechter oder wissenschaftliche Disziplinen gehören, sondern auch – was in den besten Familien vorkommt – rivalisierende Brüder. „Jetzt wirken und schaffen verschwisterte Kräfte und bilden und bauen die herrliche Welt,“ hoffte der Librettist Ludwig Rellstab.

Die Humboldts und die Mendelssohns als Protagonisten der Kulturpolitik, der Welterkundung, der Wissenschaft, des Finanzmarktes und der schönen Künste erinnern an eine Zeit, in der es gute Gründe gab, optimistisch – realistisch – idealistisch zugleich zu sein. Wie zur Unterstützung eines solchen Programms jene utopische „unwandelbare Hochachtung und Freundschaft“ zu erlangen wäre, die Wilhelm von Humboldt 1813 aus Teplitz seinem Mendelssohn versichert hat: das werden uns die ungleichen Freunde hoffentlich noch nachvollziehbar verraten – oder: die Beiträge dieses Abends! Ihnen allen wünsche ich einen festlichen, erkenntnisreichen Abend in der Mendelssohn-Remise.

Laudatio auf Jürgen Trabant anlässlich der Verleihung des Stiftungspreises der Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung

Peter Bieri

Verehrter, lieber Herr Trabant, verehrte Kollegen, meine Damen und Herren,

was mir stets von neuem in den Sinn kommt, wenn ich an den heutigen Preisträger denke, ist die Hand meines Griechischlehrers, der langsam und mit kalligraphischer Sorgfalt die Worte *τὸ δῶρον* an die Tafel schrieb. Es waren für mich die ersten griechischen Wörter, und es war die erste Begegnung mit einem fremden Alphabet, um das ich die Griechen noch heute beneide.

Ich spürte in jenem Moment mit großer Klarheit, daß mir in Zukunft nichts wichtiger sein würde als fremde Sprachen und fremde Schriften, und bald schon nahm ich mir vor, die Sprachen aller Länder zu lernen, die an das Mittelmeer grenzen. Als der Lehrer von dieser Leidenschaft erfuhr, erzählte er mir von Mithridates, dem König von Pontus, der mindestens zweiundzwanzig Sprachen beherrschte und sich mit den Völkern seines Reiches in der jeweiligen Sprache verständigen konnte.

Und er wies mich stolz auf den Schweizer Gelehrten Conrad Gesner hin, der 1555 unter dem Titel *Mithridates sive de differentiis linguarum* eine Sprachenzyklopädie verfaßt hatte.

Fünzig Jahre später schlug ich das Buch von Jürgen Trabant auf: *Mithridates im Paradies*. „Mein Motiv für das Schreiben des vorliegenden Buches“, las ich da, „ist meine altmodische Liebe zu diesen schwindenden Oberflächen-Dingern, den Sprachen: *l'amore delle lingue*, wie die italienischen Humanisten sagen, sozusagen eine unheilbare ‚Philo-Logie‘“. Ich habe dieses Buch verschlungen, als läse ich es unmittelbar nach der ersten Griechisch-Stunde. Und ich habe, mit jedem Kapitel noch mehr, seinen Autor beneidet: um seine stupende Gelehrsamkeit, die einen nie belästigt oder bedrängt, weil sie mit leichtfüßiger Selbstverständlichkeit und Unauffälligkeit daherkommt; um seine enorme historische Übersicht, die in mir immer öfter die Frage entstehen ließ: wie, um Gottes willen, hat er die Zeit gefunden, sich das alles anzueignen?; um die seltene Fähigkeit, die lange und komplizierte Geschichte der europäischen Sprachen und des Nachdenkens über Sprache mit unerhörter gedanklicher Transparenz zu erzählen. Und das Ganze eben im Tonfall von einem, der Sprachen nicht studiert, um eine Karriere zu machen, sondern weil er sie liebt. Ein echter Wissenschaftler also.

Auf der vorletzten Seite des Buches stehen Gedichtzeilen von Paul Verlaine: *Les sanglots longs / Des violons / De l'automne/Blessent mon coeur / D'une langueur / Monotone*. „Obwohl es vielleicht Unsinn ist“, schreibt Trabant, „daß die langen Schluchzer der Violinen des Herbstes mein Herz mit einer monotonen Wehmut verletzen, so ist dies doch in solcher Schönheit gesagt, daß man diese Sprache einfach lernen muß.“ Als ich das las, war ich endgültig überzeugt, einen Sprachwissenschaftler gefunden

zu haben, wie ich ihn mir gewünscht hatte: einen, der die Sprachen liebt, so wie ein Schriftsteller sie liebt. So einen zu finden, ist gar nicht leicht: Ich habe die Sprachwissenschaft aufgegeben, weil ich die Schönheit und Poesie der Sprache darin zu verlieren drohte.

All das wäre bereits Grund genug, Jürgen Trabant den Preis zu verleihen. Doch es gibt noch viele andere Gründe. Einer davon betrifft natürlich Wilhelm von Humboldt. Einiges von ihm kannte ich vorher schon. Aber erst durch die Bücher und sonstigen Schriften von Trabant ist mir der Reichtum und die gedankliche Tiefe seines Werkes deutlich geworden. Und das ist deshalb so, weil Trabant das Werk nicht einfach nacherzählt, sondern es gedanklich transparent macht, als sei es das eigene – eine hermeneutische Leistung, wie sie nur selten gelingt. „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedankens“, schreibt Humboldt. In *Apeliotes oder Der Sinn der Sprache*, seinem Buch über Humboldt, entwickelt Trabant diese Idee so, daß ihre bleibende Gültigkeit deutlich wird. Und auch in den späteren Büchern kehrt die Idee wieder: Sprache als Medium des Denkens; als der Prozeß, in dem die Welt in Gedanken gefaßt wird; als die Dimension, in der sich unsere Erfahrung artikuliert; als der entscheidende Beitrag zu einer Lebensform.

Herr Trabant ist diesen Themen stets von neuem nachgegangen, und dabei ist eine historische Anthropologie der Sprache herausgekommen, in der die Menschen als sprechende Tiere von großer Plastizität und Wandelbarkeit verstanden werden. Die Geschlechtlichkeit dieser Tiere reicht weit in ihre Sprache hinein, und Trabant hat auch diesem Gedanken Humboldts sein Gewicht zurückgegeben.

Unser Preisträger ist nicht nur ein Linguist, ein empirischer Sprachforscher. Er ist auch ein Philosoph der Sprache – einer also, der sich im logischen Raum der Überlegungen zur Sprache auskennt, die mit Platon beginnen und bis zu Wittgenstein und Derrida reichen. Und

so kam es, daß er auch bei uns, im Institut für Philosophie, unterrichtet hat. Die Studenten mochten seine Lebendigkeit und Leidenschaft, mit der er über die Dinge sprach. Das konnte ich nachfühlen, als ich unlängst einen Vortrag von ihm über Humboldt hörte. Ich saß da und dachte: Wenn ich jetzt zwanzig wäre, würde ich nur noch bei diesem Mann studieren wollen. Es sind nicht so sehr bombastische Projekte und Drittmittel, die wir in den Geisteswissenschaften brauchen: Wir brauchen Leute wie Jürgen Trabant, die begeistern können.

Statt der Dinge, von denen ich gesprochen habe, hätte ich auch über Trabants glanzvolle Karriere sprechen können: Tübingen, Bari, Rom, Hamburg, Stanford, Leipzig, Davis, Paris, Limoges, Budapest. Man fragt sich unwillkürlich: Ist der irgendwo *nicht* gewesen? Und die Leute, die ihn beriefen, wußten, was sie taten. Als ich das Literaturverzeichnis ausdrückte, machte der Drucker so lange weiter, daß ich schon dachte, er sei in eine endlose Wiederholungsschleife geraten.

Jürgen Trabant ist ein glanzvoller Wissenschaftler mit einer glanzvollen Karriere und einem beeindruckenden Werk. Schließen möchte ich aber mit einem Erlebnis, das ich kürzlich mit ihm hatte und das mir noch wichtiger ist als aller Glitter und Glamour. Ich hatte mit einer französischen Übersetzung zu tun, bei der es darum ging, das schweizerische Wort *sich hintersinnen* zu übersetzen – ein Wort, das einen großen Ärger zum Ausdruck bringt, den man über sich selbst haben kann wegen eines folgenreichen Versäumnisses. Wie er das übersetzen würde, fragte ich Herrn Trabant. Er kannte das Wort nicht, verstand es aber auf Anhieb, dachte einen Moment nach und sagte dann: *se ronger*, eigentlich: an sich nagen. Der Ordinarius für Französisch an der Universität Bern brauchte einen Tag, um darauf zu kommen.

Ich war danach sehr stolz auf Jürgen Trabant und stolz, daß ich die Laudatio auf einen solchen Mann halten durfte.

Zweiheit in der Sprache

Jürgen Trabant

Sehr verehrter Herr Beier, meine Damen und Herren,
 bevor ich über die Zweiheit in der Sprache spreche, muss ich zwei Dinge sagen, also sprachliche Zweiheit performativ realisieren: Erstens möchte ich Ihnen sagen, wie sehr ich mich freue über den Humboldt-Preis, und zweitens, wie sehr ich mich freue, dass der bewunderte Philosoph und Schriftsteller Peter Bieri / Pascal Mercier mir die große Ehre erweist, mich ein bisschen zu loben.

Humboldt über die Zweiheit in der Sprache

Da Humboldt sich in seiner großen Akademierede über den Dualis von 1827 genau der Frage der Zweiheit in der Sprache angenommen hat, muss ich hier zunächst einiges von dem referieren, was Humboldt schreibt. Und Sie werden sehen, Humboldt hat schon das Wichtigste und Schönste gesagt.

Humboldt geht aus von der grammatischen Kategorie, die Zweiheit ausdrückt, vom Dualis. Manche Sprachen haben – beim Pronomen, beim Substantiv und beim Verb – nicht nur Singular und Plural, sondern noch einen besonderen Numerus für zwei. Das Griechische ist hierfür Humboldts Ausgangspunkt. Sie erinnern sich vielleicht an das Lateinische *ambo* oder auch *duo* (wo das -o wohl der Rest eines früher auch im Lateinischen allgemein funktionierenden Dualis ist). Humboldt durchforstet sein gesamtes sprachwissenschaftliches Wissen und zeigt, in welchen Sprachen diese grammatisch-morphologische Kategorie vorkommt und wie sie dort realisiert wird. Dann erwähnt er weitere sprachliche Gestaltungen von Zweiheit in anderen Bereichen der Sprache, z.B. im Wortschatz: paarweise vorkommende Körperteile, Tag und Nacht usw. Und schließlich behandelt er die Zweiheit im Wesen der Sprache überhaupt oder – wie er sagt – in der „Wechselrede“.

Bevor ich auf diese zu sprechen komme, möchte ich auf Humboldts Begründung einer solchen Studie hinweisen. Der Dualis-Aufsatz ist ein Muster für eine bestimmte Art von sprachvergleichenden Studien, wie Humboldt sie in seiner ersten Akademie-Rede 1820 entwirft. In dieser Rede über das vergleichende Sprachstudium fordert Humboldt zwei Arten von Studien: einerseits wünscht er sich „Monographien der ganzen Sprachen“, also synchronische Beschreibungen aller Sprachen der Welt. Andererseits müsse man „einzelne Theile des Sprachbaues ... durch alle Sprachen der Welt hindurch“ (IV: 11) untersuchen, also vergleichen, wie bestimmte



Jürgen Trabant auf der Festveranstaltung am 22. Juni 2010 in Berlin

grammatische und lexikalische Inhalte in den Sprachen der Welt behandelt werden. Ziel der zweiten Art von Untersuchung ist es zu zeigen, „in welchem Umfang der Verschiedenheiten das Menschengeschlecht ... seine Sprache bildet“ (IV: 11). Der Dualis-Aufsatz ist eine Studie dieser zweiten Art, eine, die also den „Umfang der Verschiedenheiten“ illustriert. Solche vergleichenden Untersuchungen sind eine Kritik der alten philosophischen oder allgemeinen Grammatik, die auf sehr wenigen empirischen Kenntnissen basierte und universelle Kategorien präsupponierte, also etwa Tempus, Aktionsart, Numerus, Genus. Mit den Untersuchungen durch alle Sprachen hindurch werden diese Kategorien nun empirisch gefüllt und damit aus ihrer philosophischen Allgemeinheit in die linguistische Konkretheit überführt. So manifestiert der Gang durch die Sprachen der Welt eine Buntheit der Kategorie „Dualis“, die weit über den griechischen Dual, die lateinischen Dualis-Reste oder über einen abstrakten Begriff mathematischer Zweiheit hinausgeht, eben „in welchem Umfang der Verschiedenheiten“ das Menschengeschlecht in seinen vielen Sprachen die Idee der Zweiheit grammatisch und lexikalisch implementiert.

Die Art und Weise, wie sich das konkret Empirische und das Allgemeine hier verbinden, zeigt nun des weiteren, wie Humboldt sich überhaupt die Verbindung zweier Größen vorstellt. Er unterscheidet generell drei Möglichkeiten der Begegnung zweier Wesen: 1. die Isolierung, 2. die Verschmelzung oder Einverleibung und 3. die Synthese. Er trifft diese Unterscheidung zunächst als der politische Denker, der er ja am Anfang hauptsächlich ist. Für diesen stellt sich nämlich die Frage, wie sich gesellschaftliches Dasein organisiert. Zwar ist nach der berühmten Formel Humboldts der Zweck des Menschen

„die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen“ (I: 107), also die Bildung des Individuums. Diese Bildung aber kann der Einzelne nur gesellschaftlich, also zusammen mit anderen realisieren. Wie soll nun diese Verbindung von A und B aussehen? Wenn die beiden Größen nebeneinander stehen bleiben, wenn A und B sich nicht berühren, bleiben sie verinselt: Isolierung. Zweitens kann A mit B verschmelzen, indem er sich B einverleibt. Bei der Einverleibung verschwindet B sozusagen in A, die Begegnung von zweien vollzieht sich auf Kosten der Existenz eines der Beteiligten. Humboldts politisches Beispiel hierfür ist die Unterjochung und Ausrottung der amerikanischen Indianer durch die Spanier. Bei der Synthese dagegen berühren sich A und B tief, bleiben aber jeweils als solche vorhanden und schaffen in ihrer Begegnung etwas Neues. Während das Modell für die Einverleibung das Essen ist, ist das Modell für die Synthese die Liebe bzw. die geschlechtliche Vereinigung.

Humboldt ist ein Denker der Synthese. Insofern ist es auch richtig, dass die Humboldt-Gesellschaft so stark auf Humboldts Sexual-Theorie abhebt, die er in jungen Jahren 1795 entwickelt. Synthesis ist das Verfahren, nach dem jede gelungene Kreativität in der Welt funktioniert. Die Einverleibung ermöglicht ja nur das Weiterleben des siegreichen Einverleibers, die Synthese dagegen schafft in der Vereinigung etwas Neues, ein neues Geschöpf.

Mit dieser methodischen Trias sind wir sozusagen bei Humboldts allertiefsten Überlegungen zur Zweiheit angelangt, zur Zweiheit nicht nur in der Sprache, sondern in der Welt: Die Natur selbst basiert auf der synthetischen Begegnung zweier entgegengesetzter Kräfte. Und, gleich ob Humboldt über Politisches oder Linguistisches nachdenkt, die synthetische Verbindung von zweien ist immer die von ihm präferierte bei dieser dreifachen Möglichkeit der Zweier-Verbindung.

Ich komme zurück zum Dualis-Aufsatz. Humboldts tiefste und wichtigste Einsicht in die Zweiheit in der Sprache ist die Verankerung der Sprache in der „Wechselrede“: Hier geht es nicht mehr um grammatische oder lexikalische Erscheinungen (Numerus, Genus usw.) in bestimmten Einzelsprachen – *langues* –, sondern um eine fundamentale Präsenz von Zweiheit in Sprache überhaupt – *langage* – also auf der universellen Ebene von Sprache. Gegen Ende des Dualis-Aufsatzes beginnt die berühmte Passage über die der Sprache wesentliche „Zweiheit der Wechselrede“ mit folgendem Satz:

„Besonders entscheidend für die Sprache ist es, dass die Zweiheit in ihr eine wichtigere Stelle, als irgendwo sonst, einnimmt.“ (VI: 24)

Lassen wir das ruhig auf uns wirken: „eine wichtigere Stelle als irgendwo sonst“! Das heißt nirgendwo sonst in der Welt ist Zweiheit so wichtig, so fundamental, so basal wie in der Sprache. Humboldt erläutert den Satz zunächst folgendermaßen:

„Alles Sprechen beruht auf der Wechselrede, in der, auch unter Mehreren, der Redende die Angeredeten immer sich als Einheit gegenüberstellt.“ (ebd.)

Der Redende: Ich – die Angeredeten: Du. Diese Ich-und-Du-Zweiheit liegt allem Sprechen zugrunde.

An dieser Stelle, wo die „Zweiheit der Wechselrede“ als Fundament der Sprache besprochen wird, ruft Humboldt nun 1827 den Geschlechtsunterschied – nach langer Zeit – ausdrücklich auf:

„Der in seiner allgemeinsten und geistigsten Gestaltung aufgefasste Geschlechtsunterschied führt das Bewusstseyn einer, nur durch gegenseitige Ergänzung zu heilenden Einseitigkeit durch alle Beziehungen des menschlichen Denkens und Empfindens hindurch.“ (VI: 25)

Dass und wie der Geschlechtsunterschied gerade hier evoziert wird, zeigt, dass Humboldt seine alte Geschlechterauffassung nicht vergessen hat. Was er hier schreibt, entspricht ganz genau dem, was er 1795 in seinem Aufsatz über den Geschlechtsunterschied gesagt hatte. Genau wie damals, als er den Gedanken den „feinsten und letzten Sprössling der Sinnlichkeit“ genannt hatte (I: 316), als er dem Denken die körperlichen Kräfte der Sexualität zugrundegelegt hatte, legt er sie hier der Sprache zugrunde.

Sie wissen, dass Kant 1795 auf Humboldts Aufsatz in einem Brief an Schiller vernichtend reagiert hatte. Kant hatte Humboldts Überlegungen einen „Abgrund des Denkens“ genannt – und damit Humboldts Geschlechtertheorie in den Abgrund gestürzt. Humboldt selbst hat, soweit ich sehe, nach dem Verdikt des Meisters seit 1795 nichts mehr über den Geschlechtsunterschied gesagt. Dreißig Jahre später taucht er hier aber wieder auf. Humboldt hat also in Wirklichkeit nichts von dem vergessen oder aufgegeben, worüber der Magister Germaniens ein Denkverbot auferlegt hatte: Mitten in seinen philosophischen Erörterungen zum Wesen der Sprache ruft er die sexuellen Grundlagen dieses hochgeistigen Geschehens in Erinnerung und unterlegt damit seiner scheinbar höchst idealistischen Sprach-Konstruktion die basalen Fakten des Körpers.

„The body in the mind“ ist nicht erst eine Erfindung moderner kalifornischer Philosophen. Humboldt erinnert an dieser Stelle nämlich zunächst daran, dass die „bilaterale Symmetrie der Menschen- und Thierkörper in

die Phantasie und das Gefühl eingeht“ (IV: 25). Und dann legt er in einem einzigen Satz seine Geschlechtstheorie der Zweiheit der Wechselrede zugrunde. Die Sprache basiert auf dieser tiefen psychischen Erfahrung geschlechtlicher Kräfte: Noch einmal:

„Der in seiner allgemeinsten und geistigsten Gestaltung aufgefasste Geschlechtsunterschied führt das Bewusstseyn einer, nur durch gegenseitige Ergänzung zu heilenden Einseitigkeit durch alle Beziehungen des menschlichen Denkens und Empfindens hindurch.“ (VI: 25)

Das sexuell bedingte „Bewußtsein einer nur durch gegenseitige Ergänzung zu heilende Einseitigkeit“ liegt allem menschlichen Denken und Empfinden zugrunde. Es liegt daher eben auch der Sprache zugrunde. Nach dieser Evokation der sexuellen Basis der Sprache fasst Humboldt die basale Zweiheit der Sprache schließlich in der Rede-weise der Transzendental-Philosophie in der berühmten Passage über den unabänderlichen Dualismus:

„Es liegt aber in dem ursprünglichen Wesen der Sprache ein unabänderlicher Dualismus, und die Möglichkeit des Sprechens selbst wird durch Anrede und Erwiderung bedingt. Schon das Denken ist wesentlich von Neigung zu gesellschaftlichem Daseyn begleitet, und der Mensch sehnt sich, abgesehen von allen körperlichen und Empfindungs-Beziehungen, auch zum Behuf seines blossen Denkens, nach einem dem *Ich* entsprechenden *Du*; der Begriff scheint ihm erst seine Bestimmtheit und Gewissheit durch das Zurückstrahlen aus einer fremden Denkkraft zu erreichen.“ (VI: 26)

Die zentrale Aussage dieser Passage ist, dass sich das Ich bei seinem Denken, also bei der geistigen Aneignung der Welt, immer nach dem Du „sehnt“. Anders gesagt, das „Bewusstsein einer nur durch gegenseitige Ergänzung zu heilenden Einseitigkeit“ liegt allem Denken zugrunde. Humboldts kognitive Sprachauffassung macht ja zunächst – gegen die auch zu seiner Zeit vorherrschende platt kommunikative Sprachauffassung – die Sprache als Denk-Organ stark: „das bildende Organ des Gedanken“ (VII: 53), die „Arbeit des Geistes“ (VII: 46). Humboldt konstruiert Sprache fast immer zunächst als Welt-Erfassung des Subjekts. Man kann daher sogar den Eindruck gewinnen, Sprache sei nur Weltgestaltung des einsamen Subjekts. Humboldt sagt das an einer Stelle – so wie Herder – auch einmal ausdrücklich:

„Ohne daher irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehn, ist das Sprechen

eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit.“ (VII: 55)

Aber an diesen Satz schließt sich im Kawi-Werk unmittelbar der Gedanke an, dass sich die Sprache tatsächlich nur gesellschaftlich, also zu zweit, entwickelt.

Hier im „Dualis“ geht Humboldt einmal umgekehrt vor und stellt die „Zweiheit der Wechselrede“ vor die denkende Aneignung der Welt, vor die Bildung des „Begriffs“, die aber sogleich wieder in die Dualität von Ich und Du hineingestellt wird:

„Er [der Begriff] wird erzeugt, indem er sich aus der bewegten Masse des Vorstellens losreißt, und, dem Subject gegenüber, zum Object bildet. Die Objectivität erscheint aber noch vollendeter, wenn diese Spaltung nicht in dem Subject allein vorgeht, sondern der Vorstellende den Gedanken wirklich ausser sich erblickt, was nur in einem andren, gleich ihm vorstellenden und denkenden Wesen möglich ist. Zwischen Denkkraft und Denkkraft aber giebt es keine andre Vermittlerin, als die Sprache.“ (VI: 26)

Soweit Humboldt. Es ließen sich natürlich noch viele weitere Zweheiten in der Sprache aufzeigen. Wenn man einmal beginnt, über die Zweiheit in der Sprache nachzudenken, ist fast alles in ihr binär. Doch meine Redezeit ist fast aufgebraucht. Eine zweite fundamentale Zweiheit der Sprache muss aber noch kurz behandelt werden, die sogenannte zweifache Gliederung.

Zweifache Gliederung

Als das strukturelle Grundprinzip von Sprache hat der französische Sprachwissenschaftler André Martinet die sogenannte „double articulation“ – die zweifache Gliederung – betrachtet. Gemeint ist damit die folgende strukturelle Eigenschaft aller Sprachen: Einerseits „gliedern“ die Sprachen die Welt, d.h. sie schaffen geistige Einheiten in jener Arbeit des Geistes, die wir gerade evoziert haben: Die Sprachen schaffen semantische Einheiten. Diese sind immer verbunden mit lautlichen Sequenzen. Der Inhalt „Hund“ oder „neu“ oder „Plural“ oder „Imperfekt“ wird nicht ohne Wort oder Morphem gedacht, sondern ist immer zusammen mit bestimmten Lauten in der Sprache gestaltet: eben in der Lautsequenz *hunt*, *neu*, oder – *e* in *hund-e*, als Ablaut in *singen* – *sang*, in *-te* in *er siegte*. Diese Einteilung der Welt in phonetico-semantische sprachliche Größen nennt Martinet die erste Gliederung, „première articulation“.

Die lautlichen Sequenzen sind nun ihrerseits so gestaltet, dass sie aus kleinen unterscheidbaren Lautbewe-

gungen zusammengesetzt sind, aus Sprachlauten, die die Linguistik „Phoneme“ nennt. In der Sequenz *hunt* unterscheiden wir die Phoneme *h – u – n – t*. Wir wissen dass /h/ ein solches Stück Laut ist, weil wir statt /h/ auch /r/ sagen können und dann ein anderes Wort erhalten: *runt*. /u/ können wir durch /a/ ersetzen und erhalten *hant*. Auch das /n/ können wir ersetzen, z.B durch /l/ und erhalten *hult* (Huld). Und so weiter. Dieses Zusammengesetzsein der sprachlichen Sequenzen aus Phonemen nennen wir die zweite Artikulation oder zweite Gliederung. Alle Sprachen sind zweifach gegliedert. Die doppelte Gliederung ist ein strukturelles Universale aller Sprachen.

Diese Zweiheit in der Sprache, die phonetische und die semantische Gliederung, ist natürlich nicht von Martinet entdeckt worden. Martinet bezieht sich seinerseits vor allem auf den dänischen Linguisten Louis Hjelmslev und auf den großen Schweizer Gründervater der modernen Sprachwissenschaft Ferdinand de Saussure. Aber der erste, der diese grundlegende strukturelle Zweiheit der Sprache klar gesehen hat, war natürlich Humboldt. Humboldt ist der vor-strukturalistische Theoretiker der Artikulation.

Niemand hat vor Humboldt in solcher Konsequenz formuliert, dass Artikulation das Wesen der Sprache ist und dass es sich um eine zweifache Artikulation handelt.

In der Akademie-Rede über die Buchstabenschrift von 1824 entwickelt Humboldt seine Theorie der Artikulation. Das Prinzip der Gliederung durchzieht die ganze Sprache, den Laut und den Inhalt. Einerseits haben wir die „Spaltung des verbundnen Lauts“ (V: 114). Andererseits aber ist Artikulation nicht nur das Prinzip des Lautes, sondern auch das Prinzip des semantischen Teils der Sprache:

„Die Gliederung ist aber gerade das Wesen der Sprache; es ist nichts in ihr, das nicht Theil und Ganzes seyn könnte, die Wirkung ihres beständigen Geschäfts beruht auf der Leichtigkeit, Genauigkeit und Uebereinstimmung ihrer Trennungen und Zusammensetzungen. Der Begriff der Gliederung ist ihre logische Function, so wie die des Denkens selbst.“ (V: 122).

In der Formulierung der ersten Akademierede von 1820 liest sich das folgendermaßen:

„Es vereinigen sich also im Menschen zwei Gebiete, welche der Theilung bis auf eine übersehbare Zahl fester Elemente, der Verbindung dieser aber bis ins Unendliche fähig sind [...]. Der Mensch besitzt die Kraft, diese Gebiete zu theilen, geistig durch Reflexion, körperlich durch Articulation, und ihre Theile wieder zu verbinden, geistig durch die Synthesis des Verstandes, körperlich durch den Accent, welcher die Silben zum Worte, und die Worte zur Rede vereint.“ (IV: 4)

Dies ist, philosophisch formuliert, die grundlegende strukturelle Zweiheit der Artikulation, die in den zwei Gebieten – Laut und Geist – ein Prinzip walten lässt: Teilen und Verbinden. d.h. Gliedern. Wobei das Verbinden des Getheilten im übrigen wieder nach dem Prinzip der Synthesis erfolgt. Alles Getheilte ist in der gliedernden Sprache synthetisch miteinander verbunden: Zweiheit der Sprache. Das Teilen würde uns nun in ein weiteres Gebiet sprachlicher Zweiheiten führen, nämlich zu der Tatsache, dass die so getheilten sprachlichen Einheiten durch Oppositionen unterschieden sind, die oft binär organisiert sind. Aber für dieser Zweiheit, mit der sich die moderne Phonologie ausführlich beschäftigt hat, habe ich nun definitiv keine Zeit mehr.

Daher schließe ich – indem ich meinen doppelten Dank an die Humboldt-Gesellschaft und Peter Bieri zum zweiten Mal artikuliere – mit Humboldts Worten aus dem „Dualis“, in denen er die Wirkung der Zweiheit der Wechselrede – und damit den Grund meiner Dankbarkeit – so wunderbar zusammenfasst:

„Erst durch die, vermittelt der Sprache bewirkte Verbindung eines Andren mit dem Ich entstehen nun alle, den ganzen Menschen anregenden, tieferen und edleren Gefühle, welche in Freundschaft, Liebe und jeder geistigen Gemeinschaft die Verbindung zwischen Zweien zu der höchsten und innigsten machen.“ (VI: 26)

Laudatio auf Heino Meyer-Bahlburg anlässlich der Verleihung des Stiftungspreises der Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung

Hartmut A.G. Bosinski

Meine sehr geehrten Damen und Herren, lieber Heino, ich habe die Ehre und das Vergnügen, die Laudatio auf Heino Meyer-Bahlburg zu halten, auf einen Mann, dem nicht nur ich, sondern die gesamte sexualmedizinische Community viel zu verdanken hat.

Ich will zunächst kursorisch darauf eingehen, was der Namensgeber der Stiftung, was Wilhelm von Humboldt zum Thema Geschlechtlichkeit und Geschlechtsunterschiede sagte, um dann nach dem etwaigen Zusammenhang zum Werk des Laureaten zu fragen.

Wilhelm von Humboldt hat bekanntlich 1794 und 1795 – mithin im Alter von 27 / 28 Jahren – in den *Horen* zwei Abhandlungen publiziert, in denen er hoffte, von der Deutung der Geschlechtsunterschiede her dem Geheimnis des menschlichen Charakters näher zu kommen: „Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur“ (1794) und „Über die männliche und weibliche Form“ (1795). Folgt man Barbara Becker-Cantarino, so firmierten diese Arbeiten innerhalb des Schillerschen Zirkels nur als jene „Über die Weiber“ und es ist bekannt, wie Immanuel Kant die Sache aufgenommen hat: Als „Abgrund des Denkens für die menschliche Vernunft“.

In seiner Arbeit „Über den Geschlechtsunterschied“ schreibt Humboldt:

„Die zeugende Kraft ist mehr zur Einwirkung, die empfangende mehr zur Rückwirkung gestimmt. Was von der ersten belebt wird, nennen wir männlich, was die letztere beseelt, weiblich. Alles Männliche zeigt mehr Selbstthätigkeit, alles Weibliche mehr leidende Empfänglichkeit“

„Wir sehen im Menschen immer Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit einander gegenseitig entsprechen“ (ebd.)

„So befriedigt die eine Kraft die Sehnsucht der anderen und beide umschlingen einander zu einem harmonischen Ganzen.“

Humboldt entwirft somit ein Modell des Zueinanders der Geschlechter, das wir heute mit dem Begriff der „Komplementarität“ beschreiben würden – Männliches und Weibliches ergänzen sich, sind nicht einander unter- oder übergeordnet, sondern aufeinander angelegt.

Männlichkeit ist dann „Vermögen“, „Kraft des Lebens“, „Stärke“ „selbsttätige Vernunft“, „mehr Tiefe“ – mithin *Verstand*.

Weiblichkeit ist demgegenüber „überströmende Fülle“, „Fülle des Stoffes“, „Übergewicht der Phantasie“, „mehr üppige Fülle und reizende Anmut“ – vulgo *Sinne*:

„Der ganze Charakter des männlichen Geschlechts ist auf Energie gerichtet; dahin zielt seine Kraft, seine zerstörerische Heftigkeit, sein Streben nach Außenwirkung, seine Rastlosigkeit. Dagegen geht die Stimmung des weiblichen, seine ausdauernde Stärke, seine Neigung zur Verbindung, sein Hang die Einwirkung zu erwidern und seine holde Stätigkeit allein auf Erhaltung und Daseyn.“

Neu daran ist das Abgehen von der misogynen Tradition, die Frau als Quelle der Erbsünde schlechthin, als Hort des Bösen; statt Geschlechterkampf vielmehr Komplementarität und Ergänzung.

Geschlechtsunterschiede werden indes postuliert und als polare Dichotomien gedeutet. Die Weiterungen eines solchen Denkens über „naturegegebene“ Unterschiede in Fühlen, Denken und Handeln der Geschlechter, deren Naturgegebenheit empirisch nicht geprüft, sondern schlichtweg „aus der reinen Anschauung“ postuliert wird, sind ja durchaus nicht unproblematisch. Schon bei Hegel in seiner *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaft* (1830) treibt die Komplementarität merkwürdige Blüten:

„Dem weiblichen Uterus entspricht im Manne die Prostata; der Uterus sinkt im Manne zur Drüse, zur gleichgültigen Allgemeinheit herunter. ... Wie im Manne der Uterus zur bloßen Drüse herabsinkt, so bleibt dagegen der männliche Testikel beim Weibe im Eierstocke eingeschlossen, tritt nicht heraus in den Gegensatz, wird nicht für sich, zum tätigen Gehirn und der Kitzler ist das untätige Gefühl überhaupt!“

Dieses Denken in vermeintlich „naturegegebenen“ Unterschieden, bei Humboldt noch romantisch als Ergänzung und mithin positiv gedacht, geht dann weiter zum 1900 erschienenen Pamphlet des Neuropsychiaters Möbius „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes“ (wo es um die Begründung weiblicher Minderwertigkeit qua kleinerem Gehirn geht) bis hin zu dem 1903 erschienenen „Geschlecht und Charakter“ des Otto Weininger, wo dann die Misogynie – via postulierte „naturegegebene Passivität“ und somit jenseits der biologischen Reproduktion „schlichte Nutzlosigkeit des Weibes“ unter dem Effizienzgebot in-

dustriekapitalistischer Profitmaximierung – fröhlich Urständ feiert.

Was hat all das mit Heino Meyer-Bahlburg zu tun? Furchtbar einfach: Sein wissenschaftliches Werk ist durchzogen von genau dieser Frage: Was wissen wir *wirklich* über die Biologie der Geschlechter und deren Einfluss auf Denken, Fühlen und Verhalten? Gibt es irgendwelche Evidenz für die postulierte „Naturgegebenheit“ einer ebenso behaupteten Differenz, ja, gibt es überhaupt die Differenz? Oder, um es in einer typisch heinesken Frage zu formulieren: „Nice story-telling – could you please show me your data?“

Aber der Reihe nach: Geboren und aufgewachsen in Hamburg – die Annalen verzeichnen das Abitur an der Gelehrtenschule des Johanneums mit einem „Preis für exzellente Leistungen in Latein und Griechisch“, womit wir dann auch die europäische Begründung und Konstante des Arbeitens des nunmehrigen US-Bürgers benannt hätten – belegt er 1960 bis 1966 das Studium der Psychologie in Hamburg. Ich habe mich in Vorbereitung auf diese Laudatio kurz gefragt, warum er wohl Psychologie studiert haben könnte. Rasch fielen mir dann Beobachtungen ein: Die studentische Kellnerin aus Polen beim Mexikaner im New Yorker Greenwich Village, der indische Taxifahrer in Central Manhattan, der britische Besucher im Globushaus des Schlosses Gottorf – Heino fragte sie alle nach dem Woher und nach dem Wie; er schließt Menschen auf, nie aufdringlich, sondern ernsthaft interessiert: Da will jemand wirklich wissen, was die Menschen antreibt.

Assistenz und Promotion dann 1970 an der Universität Düsseldorf beim damaligen „Methodenpabst“ der modernen Psychologie, Lienert. Der Titel der Arbeit weist die Richtung des weiteren Arbeitens:

„*Katecholaminausscheidung unter Aktivierungs- und Entspannungsbedingungen in Beziehung zu Persönlichkeits- und Leistungsvariablen.*“ – also Biologie im Zusammenspiel mit Psychosozialem.

1970 dann der Gang über den Großen Teich und Beginn an der State University of New York in Buffalo. Als Research Assistant Professor im Department of Psychology und – in Pediatrics! Wie niedrig dort die Zäune sind zwischen den hier bei uns so oft klar abgegrenzten Fakultäten! Vielleicht war das der Grund für den Wechsel?

Vergegenwärtigen wir uns: Der Laureat studierte in Deutschland zur Zeit der Studentenunruhen. Ich glaube zu wissen, dass er mit dem Muff der 1000 Jahre unter den Talaren seine ganz erheblichen Schwierigkeiten gehabt haben dürfte. Postulierte Autorität, begründet einzig auf der Position, dysfunktionale Hierarchien, Machtgepränge als Anspruch – all dies dürfte ihm wohl ein Graus gewesen sein. Aber auch lärmender Krawall, Phrasendrescherei und hohle Pose des Salonrevoluzzers sind seine Sache si-

cher nicht. Blieb vielleicht nur der Weg in die USA? Es wäre vielleicht eine interessante Frage an die Kulturge-schichte, ob es diese Bewegung, weg aus den Landen des Morbus teutonicus mit seinen verkarsteten Barrieren und ideologischen Niggeligkeiten, die unser Fach, die Sexualmedizin, hierzulande bis heute beeinträchtigt haben, hin ins Offene der flachen Hierarchien, der effizienten Kooperation entlang des Gegenstandes und nicht entlang der Fakultätsgrenzen – ob diese räumliche und inhaltliche Absetzbewegung ein bislang vielleicht übersehener Zug der 68er Generation war. Zumindest eine weitere Person ist mir bekannt, die auch diese Bewegung vollzog und mit der Heino Meyer-Bahlburg in der Folgezeit und bis heute eng zusammenarbeitet – Anke Ehrhardt.

In Buffalo, wo es ihn bis 1977 hält, folgen dann Schlag auf Schlag die Publikationen, für die er bekannt geworden ist in der Community: Wegen ihrer methodischen Exaktheit, ihrer steten Orientierung an Maß und Zahl, und nicht zuletzt ihrem Versuch, sich der Komplexität des nun wirklich „Biopsychosozialen“ anzunähern: Sie drehen sich zunächst im Wesentlichen um die Frage des Zusammenspiels von Hormonen und psychosozialen Bedingungen auf die Entwicklung von Fühlen und Verhalten. Es ist unmöglich, die Fülle seiner insgesamt ca. 140 peer-reviewten Zeitschriftenartikel, seiner 50 Buchbeiträge und zahlreichen Monographien hier zu referieren. Zentral dabei immer wieder die Frage nach dem Zusammenhang aktueller und vor allem pränataler Hormonwirkungen auf das geschlechtliche und sexuelle Verhalten.

Er untersucht und belegt dies Zusammenspiel zwischen Natur und Kultur, *Nature and Nurture*, anhand bis heute maßstabsetzender Nachuntersuchungen von Menschen, die pränatal abweichenden Spiegeln von Sexualhormonen ausgesetzt waren – sei es aufgrund pränataler Medikationen wie dem Diethylstilbestrol, sei es aufgrund von Störungen der adrenalen Steroidbiosynthese, also beim Adrenogenitalen Syndrom. Hierzu legt er maßgebliche Arbeiten vor, die eben zeigen, dass die Dinge nicht so einfach sind, dass Biologisches sich eben nicht eins zu eins in Psychosozialem manifestiert und ummünzen lässt. So wird er später überzeugend demonstrieren, dass die Größe des Gendefektes beim AGS – und damit die Höhe des pränatalen Androgenexzesses – bei Mädchen und Frauen zwar deren geschlechtstypisches Verhalten beeinflusst, aber eben nicht automatisch zugleich zu einer Maskulinisierung der Geschlechtsidentität – einem sehr viel komplexeren Topos – führt.

1977 dann der Wechsel an die Columbia-University in New York City. Dort beschäftigt er sich zwar weiter mit der Psychoneuroendocrinologie der Geschlechter – eine Arbeit, die allein schon den ganzen Einsatz fordert. Er stellt sich aber auch den neuen Herausforderungen, die die HIV-Pandemie mit sich bringt. Am HIV Cen-

Tabuthemen ansprechen



2008. 263 S., Kt
€ 19,95 /
CHF 33,90
ISBN 978-3-456-
84555-5

Brigitte Vetter Sexuelle Störungen – 100 Fragen 100 Antworten

Ursachen, Symptomatik und Behandlungsmöglichkeiten sexueller Störungen.



2009. 331 S., 1 Tab.,
Kt € 24,95 /
CHF 42,00
ISBN 978-3-456-
84672-9

Brigitte Vetter Pervers, oder? Sexualpräferenzstörungen – 100 Fragen 100 Antworten

Um sich für dieses Buch zu interessieren, brauchen Sie nicht «pervers» zu sein. Vielleicht haben Sie nur Fragen, weil Sie Betroffene kennen, weil Sie beruflich damit beschäftigt sind oder aus ganz anderen Gründen mehr erfahren möchten.



2010. 346 S., Kt
€ 24,95 / CHF 42,00
ISBN 978-3-456-
84842-6

Brigitte Vetter Transidentität – ein unordentliches Phänomen Wenn das Geschlecht nicht zum Bewusstsein passt

Es gibt eine Vielzahl von Geschlechtsvarianten und Geschlechtsidentitäten, die nicht alle krank sein können.

Erhältlich im Buchhandel oder über
www.verlag-hanshuber.com

HUBER

ter for Clinical and Behavioral Studies, dessen Associate Director er ist, untersucht er für die AIDS-Prävention hochrelevante Fragen. In den 90er Jahren stellt er sich als einer der Ersten der berechtigten Kritik von Menschen mit Störungen der somatosexuellen Differenzierung, also mit Intersex-Syndromen, an den Ungereimtheiten ihrer Behandlung. Auch hier fragt er abwägend, „What are the data“? Er untersucht Patienten, die verschiedenen Behandlungsszenarien unterworfen waren, belegt die Defizite ihrer Versorgung, zeigt aber auch, dass Radikalforderungen – etwa nach einem generellen Operationsmoratorium für Kinder mit einem ambivalenten Genitalbefund – empirisch nicht begründet sind.

Daneben forscht er zu Geschlechtsidentitätsstörungen im Kindes-, Jugend- und Erwachsenenalter, arbeitet in diesem Bereich auch klinisch, leitet die entsprechenden Subcommittees der APA zur DSM-Revision, setzt auch hier Maßstäbe für die empirische Fundierung eines klinischen Themengebietes, ist aktiv in der Lehre – schon 1978 bietet er „*Courses in Human Sexual Disorders*“ an, wirbt Grants in Höhe von Millionen ein, fördert den wissenschaftlichen Nachwuchs in einer selten engagierten Art.

Ein solches Pensum ließe erwarten, dass da jemand gänzlich von seiner Arbeit ausgefüllt ist, nichts anderes mehr im Blick haben kann. Und muss dann erstaunt feststellen, dass dieser Mann die Kultur, insbesondere seiner neuen Heimatstadt – New York City, was sonst – frappierend überschaut: Ein Gang mit ihm durch Harlem wird zum Ereignis – nicht nur, weil das damals, im Winter 1993, noch einem Gang über vermintes Gelände glich und Heino mir wohlweislich ein Paar Hosen borgte, wissend, dass meine Kluft dem Orte und dem dortigen Publikum wohl nicht angemessen wäre. Nein, es wird eine Führung durch die Kultur- und Sozialgeschichte eines Stadtteils und seiner Bewohner, an Orte, die diese Migrationsgeschichte wie in einem Brennglas fokussieren. Ein ebenso aufmerksamer Gastgeber wie beobachtender Reisender – auch das ist Heino Meyer-Bahlburg. Damit gesellt sich zur wissenschaftlichen Akribie ein Zug wohlwollender, stets interessierter Mitmenschlichkeit, und auch das entspricht ja dem Humboldt'schen Ideal.

Dass diese äußerst angenehme Kombination begleitet ist von einer stupenden Bescheidenheit, von einer nachgeraden Aversion gegen aufgeblasenes Selbstüberschätzen, ein Zurücknehmen des Ichs hinter den Gegenstand, soll am Ende nicht unerwähnt bleiben: Als er erfuhr, dass ich für die heutige Laudatio auserkoren wurde (wofür ich dem Veranstalter hier nachdrücklich Dank sagen will), sandte er mir folgende Email: „Ich hoffe, Du haeltst die Laudatio knapp – wir sind beide Norddeutsche“.

Ich hoffe, ich habe deine Erwartungen, lieber Heino, nicht allzu sehr enttäuscht, und danke Ihnen allen für Ihre Aufmerksamkeit.

Die Zweiheit im Geschlecht?

Heino F. L. Meyer-Bahlburg

Ich möchte der *Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung* meinen Dank aussprechen für ihren Preis, und Herrn Bosinski für seine Laudatio – meine Eltern würden mich allerdings warnen, mir seine freundlichen Worte nicht zu Kopf steigen zu lassen.

Den Wilhelm-von-Humboldt-Preis zu erhalten, bedeutet mir viel. Abgesehen von der impliziten Anerkennung meiner Forschungsarbeit durch meine sexualwissenschaftlichen peers, schwingen viele Assoziationen mit – über einem *basso ostinato* der griechischen Antike: Wilhelm von Humboldts Humanismus war in ihr gegründet; sie war zu einem wichtigen Teil Bezugspunkt für die Ausbildung und Philosophie der Väter der amerikanischen Revolution und der Verfassung, für die klassizistische Architektur in Berlin wie auch in Washington, D.C., und nicht zuletzt auch für meine eigene Ausbildung an einem klassischen Gymnasium in Hamburg. Zudem gibt diese historische Verankerung des Preises einen Anlass, gegenwärtige Fragen der Sexualwissenschaft und von ihr beeinflusster Politik-Entwicklungen von einer historischen Perspektive aus zu betrachten.

Ich wurde gebeten, im Anschluss an Herrn Trabants Ausführungen zur „Zweiheit in der Sprache“ das Thema „Die Zweiheit im Geschlecht“ anzusprechen. Für mich als Sexualwissenschaftler und -kliniker enthält dieser Titel mehrere mögliche Ansatzpunkte für Kommentare: z.B. die Anwendung des dialogischen Dualis-Konzepts von von Humboldt (1907) auf die psychologische Dynamik der sexuellen Paarbeziehung, oder eine Reflektion auf sozio-sexuelle Beziehungssysteme wie Monogamie im Vergleich zu verschiedenen Formen von Polygamie. Fast reflexartig kam mir eine dritte Interpretation in den Sinn, mehr im Einklang mit den Schwerpunkten meiner gegenwärtigen Forschungsprojekte, die auf die psychosexuelle Differenzierung, also die Entwicklung der Geschlechter und ihrer Varianten, ausgerichtet sind. Ist es im 21. Jahrhundert angebracht, am Konzept der zwei Geschlechter festzuhalten, oder soll man – mit vielen anderen – die Auflösung des binären Systems propagieren? Das Fragezeichen am Ende meines Themas symbolisiert diese Hinterfragung.

In seinen beiden Schriften von 1795, „*Ueber die männliche und weibliche Form*“ und „*Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur*“ (zit. n. 1841, 1843), vertrat Wilhelm von Humboldt eine Position, die heute vielfach als „essentialistisch“ kategorisiert wird. Danach gibt es in der Natur zwei Geschlechter. Sie sind charakterisiert durch komplementäre Eigenschaften, und es ist die Wechselwirkung (oder Interaktion, wie wir



Heino F. L. Meyer-Bahlburg auf der Festveranstaltung am 22. Juni 2010 in Berlin

heute sagen würden) der beiden Geschlechter, die die Fortpflanzung der Gattung ermöglicht. Nach von Humboldt ist Männlichkeit charakterisiert durch Selbstthätigkeit, Kraft, Feuer, Lebhaftigkeit, usw., Weiblichkeit durch leidende Empfänglichkeit, Haltung, Wärme, Innigkeit, usw. (siehe Appendix 1). Für unsere Ohren hören sich von Humboldts Beschreibungen des Männlichen und Weiblichen wie traditionelle Stereotype an und scheinen männliche Vorurteile – oder die Vorurteile einer patriarchalisch strukturierten Gesellschaft – zu reflektieren, von der unsere postindustrielle, informationstechnologisch organisierte Gesellschaft zunehmend abrückt.

Von Humboldt formulierte diese Typologie der Geschlechter lange bevor Fechner die systematische Messung des Verhaltens in die Psychologie einführte. Von Humboldts Typologie war nicht basiert auf empirischer Evidenz im heutigen Sinne, sondern war ein Resultat der „productive[n] Einbildungskraft, welche aus dem Gebiet der Erfahrung in ein ideales übergeht, [und] allen zufälligen Überfluss und alle zufälligen Schranken von ihrem Gegenstand absondert“, und von Humboldt hat sich dabei weitgehend an seiner Interpretation der symbolischen Bedeutung klassisch-griechischer Skulpturen orientiert (siehe Appendix 2).

Im Gegensatz zu von Humboldts typologischem Vorgehen interpretieren heutige empirische Sexualwissenschaftler interindividuelle Variabilität nicht als Messfehler („zufälliger Ueberfluss“ und „zufällige Schranken“ bei von Humboldt), sondern als einen fundamentalen Aspekt sowohl der phänotypischen Beschreibung wie des

ätiologischen Verständnisses. Sie sind interessiert an den Verteilungscharakteristiken von geschlechtsbezogenen Verhaltensweisen in einer definierten Population und wenden multivariate statistische Methoden an, um die dimensionale Struktur solcher Verhaltensweisen zu analysieren.

Darüberhinaus wird das bipolare oder binäre System der Geschlechter per se vielfach in Frage gestellt, vor allem von Leuten, die der Biologie und Medizin fern stehen. Dies wird besonders deutlich, wenn man an der Revision der psychiatrischen Nosologie arbeitet, insbesondere der diagnostischen Kategorie der Geschlechtsidentitätsstörung (DSM-IV-TR; American Psychiatric Association, 2000) oder des Transsexualismus (ICD-10; World Health Organization, 1992). Geschlechtsuntypische Verhaltensphänomene gibt es in allen Kulturen und allen Geschichtsepochen (siehe die diesbezügliche Literatur in Meyer-Bahlburg, 2010), aber im Westen wurde der Transsexualismus mit der Einführung geschlechtsumwandelnder Operationen für körperlich intakte Männer in den 1950er Jahren eine Mediensation. Im Verlauf des halben Jahrhunderts ist die Öffentlichkeit seitdem allmählich mit dem Phänomen vertrauter geworden, und die Toleranz, vor allem in den großen Städten, hat zugenommen. Mit der anwachsenden Zahl von Personen, die sich offen als geschlechtsuntypisch einstufen, hat sich das geschlechtsuntypische Spektrum sehr stark ausdifferenziert. Da gibt es situationsgebundenen, temporären Transvestismus, der nicht in die psychiatrische Nosologie eingeht, habituellen, chronischen Transvestismus („Dual-Role Transvestism“ im ICD-10), und transvestitischen Fetischismus, der sich auf sexuelle Stimulation konzentriert. Einige Individuen suchen Entmaskulinisierung, ohne die Geschlechtsgrenze überschreiten zu wollen („Male-to-Eunuch identity“, Wassersug & Johnson, 2007), andere bekennen sich ausdrücklich zu einer „Intersex“-Identität. Der extreme Pol wird nach wie vor von solchen Personen besetzt, die die DSM-IV-TR-Kriterien für „Gender Identity Disorder“ erfüllen, und nicht alle solche Individuen streben eine chirurgische Umwandlung der Geschlechtsorgane an, selbst wenn sie den legalen Personenstand wechseln.

Solche Varianten der Geschlechtsidentität passen offensichtlich nicht auf von Humboldts binäres System der „idealen“ Geschlechter. Sie stehen anscheinend auch im Widerspruch zu den Erkenntnissen der Evolutionsforschung, mit der Charles Darwin einige Jahrzehnte nach den von-Humboldt-Brüdern auf die Wissenschaftsbühne trat.

Die Geschlechter-„Zweiheit“ spielt eine zentrale Rolle in der Evolutionstheorie. Die meisten eukaryotischen Organismen besitzen die Kapazität für die sexuelle Reproduktion, und die Reproduktion aller Säugetiere hängt

ausschließlich davon ab. Die sexuelle Reproduktion ist immer auf die zwei Geschlechter – männlich und weiblich – begrenzt, d.h. sie konstituiert ein binäres System.

Männliche und weibliche Säugetiere unterscheiden sich nicht nur in den Reproduktionsorganen. In Abhängigkeit von differentiellen Reproduktionsstrategien (z. B., fürsorgend versus ausbeutend, Kampf um Partner versus Partnerwahl) und Beziehungsstilen (z.B. soziale und/oder sexuelle Monogamie versus Polygamie) produziert die sexuelle Selektion sowohl anatomische Unterschiede wie auch Verhaltensdifferenzen zwischen Männchen und Weibchen (LeVay & Valente, 2006, ch. 2). Männchen und Weibchen unterscheiden sich in vielen Verhaltensweisen, die am besten in ihrer Beziehung zu den unterschiedlichen Geschlechtsrollen in der Reproduktion zu verstehen sind: in Paarungsstimmung, Partnerwettbewerb, Werbungsverhalten, Prozeptivität / Rezeptivität, geschlechtsspezifischem Kopulationsverhalten, Schwangerschaft, Laktation, Aufzucht der Nachkommen, Territorialverteidigung, Position in der Dominanzhierarchie; und in den diversen Vorläufern solcher Verhaltensweisen im Kindheits- und Jugendalter (z. B. Spielverhalten und Geschlechtssegregation).

Die letzten Jahrzehnte haben beträchtliche Fortschritte in der Erforschung der proximalen Faktoren gesehen, die zur sexuellen Differenzierung beitragen (Arnold, 2009; Grumbach et al., 2003). Bei Säugetieren ist es gewöhnlich das SRY-Gen auf dem Y-Chromosom, das die Differenzierung der Gonaden zu Testes determiniert, in Interaktion mit einer Kaskade von anderen Genen. Die Differenzierung der anderen Geschlechtsorgane ist weitgehend von der Interaktion diverser Gene mit verschiedenen Sexualhormonen bestimmt. Die sexuelle Differenzierung von Gehirn und späterem Verhalten beruht auf einer sehr viel größeren Zahl von Genen, und ihrer Aktivierung oder Hemmung durch hormonale Faktoren, die sich zum Teil mit denen überlappen, die in der Peripherie wirksam sind. Nach der Geburt entfalten sich die resultierenden Verhaltensprädispositionen in spezifischen sozialen Umwelten, die zusätzlich die Verhaltensentwicklung beeinflussen.

Selbst in der körperlich gesunden Bevölkerung besteht beträchtliche interindividuelle Variabilität in geschlechtsbezogenen Verhaltensweisen. Solche Variabilität hat ihren Ursprung wahrscheinlich in der interindividuellen Variabilität der unterliegenden Faktoren – der Gene (z. B. Variation in der Zahl der trinucleotide repeats, die die Genaktion modifizieren können; Hare et al., 2009), der pränatalen Sexualhormonspiegel (vor allem der Androgene; Auyeung et al., 2009), oder der sozialen Faktoren nach der Geburt (z. B. der geschlechtstypischen Erziehung; Ruble et al., 2006).

Extreme Variationen in geschlechtsbezogenen Ver-

haltensweisen können zurückgeführt werden auf Genmutationen, anomale Hormonproduktion, Behandlung mit exogenen Hormonen, Schwangerschaftskomplikationen, die die Gehirnentwicklung als Ganzes advers beeinflussen, usw. Ein viel untersuchtes Beispiel für eine Modifikation des pränatalen Sexualhormonspiegels ausserhalb des Normalbereichs stellt das adrenogenitale Syndrom (AGS) dar, die häufigste Form der Intersexualität bei 46,XX-Individuen. In diesem Syndrom führt eine genetisch bedingte exzessive Androgenproduktion durch die Nebenniere bei 46,XX- Individuen zu einer variablen Maskulinisierung der Genitalien, die – in Abhängigkeit vom Schweregrad des Syndroms – von einer leichten Vergrösserung der Klitoris bis zur Ausbildung eines anscheinend normal-männlichen äusseren Genitales reicht (Grumbach et al., 2003). In Zusammenarbeit mit der Endokrinologin Maria New hat mein Team in verschiedenen Untersuchungen eine dose-response-Beziehung (auf dem Gruppenniveau) vom pränatalen Androgenmilieu zum geschlechtsbezogenen Verhalten (Meyer-Bahlburg et al., 2006) and zur sexuellen Orientierung (Meyer-Bahlburg et al., 2008) demonstriert. Selbst Geschlechtsdysphorie und patienteninitiiertes Geschlechtswechsel kann vorkommen (Meyer-Bahlburg et al., 1996; Dessens et al., 2005).

Angesichts solcher Variabilität stellt sich die Frage, unter welchen Umständen es sinnvoll ist, geschlechtsuntypisches Verhalten als psychopathologisch zu charakterisieren. Was z.B. ist „pathologisch“ beim 46,XX AGS? Im allgemeinen ist es unumstritten, dass eine Mutation des zugrundeliegenden 21-Hydroxylase-Gens „pathologisch“ ist, ebenso die daraus resultierende Unterproduktion des Enzyms 21-Hydroxylase und der Hormone Kortisol und Aldosteron, in Kombination mit Hyperplasie der Nebennierenrinden und Überproduktion von adrenalen Androgenen. Schwieriger wird schon die Abgrenzung des Normalbereichs vom Pathologischen bei relativ milden Fällen von Schamlippenfusion und Klitorisvergrösserung, obwohl mehr extremere Fälle der Genitalmaskulinisierung für die meisten Beobachter eindeutig in den pathologischen Bereich fallen. Anders steht es mit der Maskulinisierung des Verhaltens. Obwohl dieses ebenfalls vom Ausmass der pränatalen Androgenisierung beeinflusst wird, und damit vom Grade der zugrundeliegenden pathologischen Prozesse, wird das maskulinisierte Spielverhalten bei Mädchen mit AGS, oder die Maskulinisierung von Berufsinteressen, Freizeitgestaltung, und sexueller Orientierung bei Frauen mit AGS von der Psychiatrie nicht als Psychopathologie eingestuft. Selbst ein gelegentlich vorkommender, patienteninitiiertes Geschlechtswechsel zu männlich wird von der Psychiatrie von der Diagnose „Geschlechtsidentitätsstörung“ (DSM-IV-TR) oder Transsexualismus (ICD-10)

ausgenommen, und von Endokrinologen und Urologen als blosse „Korrektur“ einer unpassenden Geschlechtszuweisung angesehen.

Im Gegensatz zum Geschlechtswechsel bei Individuen mit somatischer Intersexualität, sieht die Psychiatrie Geschlechtsdysphorie und Geschlechtswechsel bei Personen ohne somatische Intersexualität als Psychopathologie an. Das wird verständlicher, wenn man sich vor Augen hält, dass dies im historischen Zusammenhang mit einer allgemein negativen Reaktion der Gesellschaft auf untypische Geschlechtsentwicklung geschieht. Neugeborene mit deutlichen Anomalien der somatischen Geschlechtsentwicklung werden von manchen Eltern abgelehnt, und viele unterliegen einer „Normalisierung“ durch Genitaloperationen, was schon auf eine jahrtausendealte Tradition zurückgeht (Kendirci et al., 2005; Lascaratos and Kostakopoulos, 1997). Eindeutig geschlechtsuntypisches Verhalten bei Personen, die keine Symptome somatischer Intersexualität aufweisen, wird weithin als abnormal angesehen, und damit meistens negativ gewertet, was oft zu sozialer Stigmatisierung, Diskriminierung, und Gewalttätigkeit einschliesslich Mord führt, und als Konsequenz zu sozioökonomischer Marginalisierung (National Center for Transgender Equality and the National Gay and Lesbian Task Force, 2009; Transgender Europe, 2010). Selbst in Gesellschaften, die spezifische soziale Rollen für Individuen mit geschlechtsuntypischen Verhaltensweisen etabliert haben, wie z. B. die Hijra in Indien und Pakistan, sind solche Rollen relativ begrenzt und keineswegs frei von sozialer Diskriminierung (Nanda, 1999).

Die judäo-christlich-islamischen Religionstraditionen hatten eine geringe Toleranz für Abweichungen von strikten Geschlechtsrollennormen; eine wichtige Ausnahme war Ayatolla Khomeinis Fatwa in Teheran, Iran, die den vollständigen Geschlechtswechsel mit Genitaloperationen gestattete (für Medienquellen: Wikipedia, 2010a). Als im Westen im 19. Jahrhundert die religiösen Machtstrukturen weitgehend durch die säkulare Rechtsprechung abgelöst wurden, wurde die negative Bewertung von geschlechtsuntypischem Verhalten zunächst beibehalten. Mit zunehmender Medikalisierung von atypischen Verhaltensweisen im allgemeinen wurden auch für eine Anzahl von geschlechtsuntypischen Verhaltensweisen psychopathologische Syndromdiagnosen geschaffen. Die diesbezügliche ätiologische Forschung ist noch in den Anfängen, hat aber eine Reihe von vorläufigen Befunden erbracht, die kompatibel sind mit einer Interpretation von Geschlechtsidentitätsstörungen als einer Form von Intersexualität, die auf das Zentralnervensystem begrenzt ist (Zhou et al., 1995; Kruijver et al., 2000; Garcia-Falgueras & Swaab, 2008; Rametti et al., 2010). Diese Befunde sind noch nicht un-

abhängig repliziert worden und reichen auch noch nicht aus, um eine allgemeine Theorie dieser Art voll zu etablieren (Meyer-Bahlburg, in press).

Man muss zudem auch die Frage stellen, welchen Nutzen eine psychopathologische Kategorisierung von GIV hat. In der gegenwärtigen postindustriellen, informationstechnologisch organisierten Gesellschaft sind die traditionellen materiellen Zwänge des binären Geschlechtssystems weitgehend abgebaut. Schwangerschaft, Laktation und Kleinkinderaufzucht füllen – wenn überhaupt – nur noch einen relativ kleinen Teil eines Frauenlebens aus. Auf der Seite des Mannes sind die traditionellen Anforderungen an physische Kraft in der Jagd, der Landwirtschaft, und der industriellen Arbeit weitgehend durch Maschinen ersetzt worden. Die alten Dominanzhierarchien, die vor allem auf physischer Kraft beruhten, sind weitgehend durch Ausbildungs- und Einkommensstratifizierung abgelöst, und die Verteidigung von Familien- und Klanterritorien mit physischer Gewalt wird von der Gesetzgebung und deren Durchsetzung von Staatsorganen wie der Polizei übernommen.

Angesichts dieser Entwicklungen überrascht es nicht, dass die gegenwärtige hitzige Debatte um die Zukunft dieser Diagnosen in DSM-5 und ICD-11 sich nicht primär um die Frage der Ätiologie der GIV dreht. Stattdessen steht die Perspektive der Menschenrechte im Vordergrund und die Selbstbestimmung des Menschen als Ausdruck von sexueller Orientierung, Geschlechterrollenverhalten, und -identität, selbst wenn diese von traditionellen Mehrheitsnormen abweichen. In den letzten Jahren sieht man ein allmähliches Anwachsen der Zahl von Städten, Provinzen, und Ländern, die Personen mit Varianten der Geschlechtsidentifikation unter regulatorischen Schutz stellen, und mehrere Länder haben explizit die Psychopathologisierung von GIV eingeschränkt. Jüngstens ist Australien das erste Land geworden, das eine Kategorisierung von Geschlecht als unspezifiziert oder undeterminiert in Personenstandspapieren zulässt (für Medienquellen: Wikipedia 2010b).

Im gegenwärtigen Moment der Menschheitsgeschichte scheint also die Zweiheit der Geschlechter in eine Vielheit überzugehen, zumindest auf der Bühne der sozialen Rollen und Identitäten.

Literatur

American Psychiatric Association., 2000. Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders, 4th ed., text revision. Author, Washington, DC.

Arnold, A.P., 2009. The organizational-activational hypothesis as the foundation for a unified theory of sexual differentiation of all mammalian tissues. *Horm. Behav.* 55, 570–578.

Auyeung, B., Baron-Cohen, S., Ashwin, E., Knickmeyer, R., Tay-

lor, K., Hackett, G., Hines, M., 2009. Fetal testosterone predicts sexually differentiated childhood behavior in girls and in boys. *Psychol Sci.* 20, 144–148.

Dessens, A. B., Slijper, F. M. E., Drop, S. L. S., 2005. Gender dysphoria and gender change in chromosomal females with congenital adrenal hyperplasia. *Arch. Sex. Behav.* 34, 389–397.

Garcia-Falgueras, A., Swaab, D.F., 2008. A sex difference in the hypothalamic uncinate nucleus: relationship to gender identity. *Brain* 131, 3132–3146.

Grumbach, M. M., Hughes, I. A., Conte, F. A., 2003. Disorders of sex differentiation, in: Larsen P. R., Kronenberg, H. M. Melmed, S., Polonsky, K. S. (Eds.), *Williams Textbook of Endocrinology*. W. B. Saunders, Philadelphia.

Hare, L., Bernard, P., Sánchez, F. J., Baird, P. N., Vilain, E., Kennedy, T., Harley, V. R., 2009. Androgen receptor repeat length polymorphism associated with male-to-female transsexualism. *Biol. Psychiatry* 65, 93–96.

Kendirci, M., Kadioğlu, A., Boylu, U., Miroğlu, C., 2005. Urogenital surgery of the 15th century in Anatolia. *J. Urol.* 173, 1879–1882.

Kruijver, F.P., Zhou, J., Pool, C., Hofman, M.A., Gooren, L.J.G., Swaab, D.F., 2000. Male-to-female transsexuals have female neuron numbers in a limbic nucleus. *J Clin Endocrinol Metab.* 85, 2034–2041.

Lascaratos, J., Kostakopoulos, A., 1997. Operations on hermaphrodites and castration in Byzantine times. *Urol. Int.* 58, 232–235.

LeVay, S., Valente, S. M., 2006. *Human sexuality*, 2nd ed. Sinauer Associates, Sunderland, MA.

Meyer-Bahlburg, H. F. L., Gruen, R. S., New, M. I., Bell, J. J., Morishima, A., Shimshi, M., Bueno, Y., Vargas, I., Baker, S. W., 1996. Gender change from female to male in classical CAH. *Horm. Behav.* 30, 319–332.

Meyer-Bahlburg, H. F. L., Dolezal, C., Baker, S. W., Ehrhardt, A. A., New, M. I., 2006. Gender development in women with congenital adrenal hyperplasia as a function of disorder severity. *Arch. Sex. Behav.* 35, 667–684.

Meyer-Bahlburg, H. F. L., Dolezal, C., Baker, S. W., New, M. I., 2008. Sexual orientation in women with classical or non-classical congenital adrenal hyperplasia as a function of degree of prenatal androgen excess. *Arch. Sex. Behav.* 37, 85–99.

Meyer-Bahlburg, H.F.L., 2010. From mental disorder to iatrogenic hypogonadism – Dilemmas in conceptualizing gender identity variants as psychiatric conditions. *Arch. Sex. Behav.* 39, 461–476.

Meyer-Bahlburg, H.F.L., (in press). Transsexualism („Gender Identity Disorder“) – A CNS-limited form of intersexuality? in: New, M.I., (Ed.), *Proceedings of the 2nd World Conference „Hormonal and genetic basis of sexual differentiation disorders and hot topics in endocrinology“*, Miami, FL, 1/15-17/10.

Nanda, S., 1999. *The Hijras of India: Neither man nor woman*, 2nd ed. Wadsworth, Belmont, CA.

National Center for Transgender Equality and the National Gay and Lesbian Task Force, 2009. *Transgender Discrimination Survey*. http://transequality.org/Resources/NCTE_prelim_survey_econ.pdf (accessed 02/25/2010).

Rametti, G., Carrillo, B., Gómez-Gil, E., Junque, C., Segovia, S., Gomez, A., Guillamon, A., 2010. White matter microstructure in female to male transsexuals before cross-sex hormonal treatment. *J. Psychiatric Res.* doi:10.1016/j.jpsychires.2010.05.006

Ruble, D.N., Martin, C.L., Berenbaum, S.A., 2006. Gender development, in: Damon, W., Lerner, R.M. (Series Eds.), and Eisenberg, N., Damon, W., Lerner, R.M. (Vol Eds.), *Handbook*

- of child psychology: Vol. 3. Social, Emotional, and Personality Development (6th edn.), Wiley, New York, pp. 858–932.
- Transgender Europe, 2010. Press Release: March 17th 2010. www.transrespect-transphobia.org, (accessed 03/23/2010).
- von Humboldt, W., 1841. Ueber die maennliche und weibliche Form, in: W. von Humboldt, Gesammelte Werke, Erster Band. G. Reimer, Berlin, pp. 215–261.
- von Humboldt, W., 1843. Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur, in: W. von Humboldt, Gesammelte Werke, Vierter Band. G. Reimer, Berlin, pp. 270–301.
- von Humboldt, W., 1907. Ueber den Dualis, in: W. von Humboldt, GS, Band VI. B. Behr's Verlag, Berlin, pp. 4–30.
- Wassersug, R.J., Johnson, T.W., 2007. Modern day eunuchs: Motivations for and consequences of contemporary castration. *Perspect Biol Med.* 50, 544–546.
- Wikipedia, 2010a. Transsexuality in Iran. http://en.wikipedia.org/wiki/TRANSSEXUALITY_in_Iran (accessed 07/04/2010).
- Wikipedia, 2010b. Legal aspects of transsexualism. http://en.wikipedia.org/wiki/Legal_aspects_of_transsexualism (accessed 07/24/2010).
- World Health Organization, 1992. Multiaxial version of ICD 10: Clinical descriptions and diagnostic guidelines. Author, Geneva.
- Zhou, J.-N., Hofman, M.A., Gooren, L.J.G., Swaab, D.F., 1995. A sex difference in the human brain and its relation to transsexuality. *Nature* 378, 68–70.

Appendix 1

Wilhelm von Humboldts (1843) Charakterisierung der Geschlechtsunterschiede

S. 281: Hier nun beginnt der Unterschied der Geschlechter. Die zeugende Kraft ist mehr zur Einwirkung, die empfangende mehr zur Rückwirkung gestimmt. Was von der ersteren belebt wird, nennen wir männlich, was die letztere beseelt, weiblich. Alles Männliche zeigt mehr Selbstthätigkeit, alles Weibliche mehr leidende Empfänglichkeit. Indess besteht dieser Unterschied nur in der Richtung, nicht in dem Vermögen.

S. 291: Alle Eigenschaften, in welche gekleidet beyde Geschlechter durch die ganze Natur, aber vorzüglich im Menschen, erscheinen, bringen denselben verschiedenen Eindruck hervor. Die reizende Anmuth und die liebliche Fülle der Weiblichkeit bewegt die Sinne; die nicht so wohl anschauliche, als bildliche Vorstellungsart und der sinnliche Zusammenhang aller Begriffe geben der Phantasie ein reiches und lebendiges Bild; und die Einheit des Charakters, der, jedem Eindruck offen, jeden mit entsprechender Innigkeit erwidert, rührt die Empfindung. So wirkt alles Weibliche vorzüglich auf diejenige Kräfte, welche den ganzen Menschen in seiner ursprünglichen Einfachheit zeigen.

Was dem Mann und seinem Geschlechte angehört, lässt dagegen diese minder befriedigt, beschäftigt aber mehr das Vermögen der Begriffe. Die Gestalt hat mehr Bestimmtheit, als anmutige Schönheit; die Begriffe sind deutlicher und sorgfältiger geschieden, stehn aber auch in weniger leichter Verbindung; der Charakter ist stark und hat feste Richtungen, erscheint aber nicht selten auch einseitig und hart. Alles Männliche, kann man daher sagen, ist mehr aufklärend, alles Weibliche mehr rührend. Das eine gewährt mehr Licht, das andere mehr Wärme.

S. 299–300: So sind nun zwischen beiden Geschlechtern die Anlagen verteilt, welche es ihnen möglich machen, diess unermessliche Ganze zu bilden. ... Darum beseelte die Natur ihre Söhne mit Kraft, Feuer und Lebhaftigkeit, und hauchte ihren Töchtern Haltung, Wärme und Innigkeit ein. ... Denn der ganze Charakter des männlichen Geschlechts ist auf Energie gerichtet; dahin zielt seine Kraft, seine zerstörende Heftigkeit, sein Streben nach Aussenwirkung, seine Rastlosigkeit. Dagegen geht die Stimmung des weiblichen, seine ausdauernde Stärke, seine Neigung zur Verbindung, sein Hang die Einwirkung zu erwidern und seine holde Stätigkeit, allein auf Erhaltung und Daseyn.

S. 300–301: Daseyn, von Energie beseelt, ist Leben, und das höchste Leben das letzte Ziel, in dem sich das Streben aller verschiedenen Kräfte der Natur vereint. Die Verschiedenheit beider Geschlechter befördert die Erreichung dieses Ziels, oder vielmehr ihre eigenthümliche Beschaffenheit führt sie zu demselben hin, ohne dass sie selbst sich dessen bewusst sind. ...Indem alle harmonisch wirksam sind, folgt jede nur ihrem eigenen Triebe, und das letzte Resultat der Thätigkeit aller geht mit der Nothwendigkeit hervor, die, da sie alle Absicht ausschliesst, auf den ersten Anblick zufällig erscheinen kann. In gleicher Freiheit wirken nun auch die Kräfte beider Geschlechter, und so kann man dieselben als zwei wohlthätige Gestalten ansehen, aus deren Händen die Natur ihre letzte Vollendung empfängt. Dieser erhabenen Bestimmung genügen sie aber nur dann, wenn sich ihre Wirksamkeit gegenseitig umschlingt, und die Neigung, welche das eine dem anderen sehnsuchtsvoll nähert, ist die Liebe. So gehorcht die Natur derselben Gottheit, deren Sorgfalt schon der ahnende Weisheitssinn der Griechen die Anordnung des Chaos übertrug.

Appendix 2

Wilhelm von Humboldts (1841) Produktion einer idealischen Typologie der Geschlechter

S. 216f: Aber eine solche reine Männlichkeit und Weiblichkeit auch nur aufzufinden, ist unendlich schwer, ... In der Erfahrung kommt immer der eigenthümliche Charakter des Individuums dazwischen, der den allgemeinen Geschlechtscharakter in demselben theils durch Einmischung fremder Züge enstestellt, theils durch Mittheilung seiner eigenen zufälligen Schranken ihn hindert, seine höchste Vollendung zu erreichen. Jenes Fremdartige muss also durch den Verstand davon abgesondert, diese Schranken des Individuums müssen entfernt werden, wenn der reine Geschlechtscharakter zur Darstellung kommen soll. Der Verstand aber kann nur dürftige Abstractionen liefern, und hier ist es uns gerade um ein vollständiges sinnliches Bild zu thun, weil der wahre Geist der Geschlechtseigenthümlichkeit nur in dem lebendigen Zusammenwirken aller einzelnen Züge sich ausdrücken kann.

Aus dieser Verlegenheit nun werden wir durch die productive Einbildungskraft gerissen, welche aus dem Gebiet der Erfahrung in ein ideales übergeht, allen zufälligen Ueberfluss und alle zufälligen Schranken von ihrem Gegenstand absondert, und das Unendliche der Vernunft in eben so bestimmte Formen einkleidet, als sonst nur die zufällige und beschränkte Geburt der Zeit, und das wirkliche Individuum, zeigt. ... Nur dem Griechischen Künstler gelang es, das Ideal selbst zu einem Individuum zu machen, und bei ihm werden wir auch den befriedigendsten Aufschluss über den vorliegenden Gegenstand schöpfen.